

Übersetzungsblüten (Schluss)

Autor(en): **Keller, Herwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rer, die deutsche Sprache zu unterrichten, obwohl viele von ihnen daheim und im Verkehr mit der Bevölkerung nur deutsch sprechen. Aber Liebedienerei vor den landesfremden Schulbehörden, Aussicht auf schnellere Beförderung oder irgendein Bündel, Mangel an Heimatbewußtsein waren daran schuld, daß das Rückgrat sehr geschmeidig wurde.

Dann gründete man Kleinkinderschulen in sehr großer Anzahl. Dort lernen die ganz Kleinen französisch babbeln, die Sprachdressur beginnt im zartesten Alter, und man hat offen zugegeben, daß die Begünstigung der Kleinkinderschulen nur dazu dienen soll, die Jugend im frühesten Alter der „französischen Kultur“ zuzuführen (als ob die Kultur eines Landes nur aus seiner Sprache bestünde).

Der Lothringer hat viel von seinem Heimatbewußtsein verloren

In der Industrie kommt kaum ein Lothringer auf einen höheren Posten. Luxemburger, Russen usw. sind als Ingenieure bei den Kohlengruben, bald werden Türken und Chinesen kommen.

Unsere Heimat verwelscht, ohne daß wir enger mit der französischen Kultur verwachsen. Trotz großer Phrasen um Europa wird alles ferngehalten, was von jenseits des Rheines kommt. Wir verarmen jeden Tag mehr auf kulturellem Gebiet, die Kinder werden zu zweisprachigen Analphabeten, und nur wenigen gelingt es, in höhere Verwaltungsstellen aufzurücken, und meistens nur dann, wenn sie zu Renegaten an ihrer Heimat werden.

Der Sprachenfanatismus wütet wie nie zuvor

Unsere Muttersprache ist in Gefahr unterzugehen, wenn wir Lothringer nicht das Beispiel der Elsässer nachahmen, die sich energisch gegen die heimtückische Assimilationspolitik wehren.

Übersetzungsblüten

Prof. Dr. Herwig Keller

(Schluß)

Fehler können auch dem vielseitigsten Sprachgenie unterlaufen. So fand Benno Geiger (im Vorwort seiner Übersetzung) sogar in der Dante-Übertragung Stefan Georges eine Entgleisung. In der

30. Zeile des dritten Gesanges der Hölle heißt es: „come la rena quando turbo spira“, bei Geiger: „wie Sand im Sturme wilder Wolkenbrüche“, bei Philalethes: „dem Sande gleich, wenn Wirbelwinde wehen“, bei George aber (im Bande X/XI der Gesamtausgabe): „sie machten ein Getöse alsob rolle In ewig dicker Luft ununterbrochen Das von den Fröschen in des Sturmes Grolle“ (in der üblichen Schreibung); aus der Verlesung rana statt rena, Georges Einzelfall, leitet Geiger das harte Urteil ab: „George ist der italienischen Sprache nicht immer kundig“. Was die Rosinen betrifft, die George aus Dantes Kuchen herausklaube, besteht Georges Auswahl darin, daß er manchmal einen ganzen Gesang, manchmal den Anfang oder das Ende eines Gesanges umdichtet, dabei entfernt er sich teilweise sehr stark vom Text, teilweise hält er sich knapper daran als etwa die reimlose Übertragung von Hermann Gmelin (1949).

Im 28. Sonett Shakespeares liest man: „When day's oppression is not eased by night, But day by night, and night by day, oppressed“ und dazu bei George: Wenn Tages Druck bei Nacht nicht Lindrung findet Und Nacht bei Tag und Tag bei Nacht bedrückt. Hier kann man auch anderer Meinung sein. By night, das sonst „bei Nacht“ heißen mag, ist hier als zum Passivum gehörig aufzufassen, daß also der Tag von der Nacht unterdrückt wird usw.; dem entspricht Richard Flatters Wendung: „Wie holt ich mir des Tages Raub zurück, da Tag die Nacht und Nacht den Tag beraubt?“

George hat auch Baudelaires Blumen des Bösen (Band XIII/XIV) umgedichtet. Im titellosen Gedicht, das beginnt: „J'aime le souvenir“ steht in Zeile 11: „L'homme, élégant, robuste et fort“; George spricht hier vom „Menschen“, obwohl nach dem Zusammenhange „Mann“ gemeint ist, wie es Carl Fischer überträgt (Luchterhand, 2. Auflage 1955). Das Gedicht Spleen II verwendet gleichsam als Präambel den Satz: „J'ai plus de souvenir que si j'avais mille ans“. George verlegt die tausend Jahre in die Zukunft: „Mir deucht, ich hätte vor mir tausend Jahr“, C. Fischer läßt sie richtiger vergangen sein: „Erinnerungen — als sei ich tausend Jahre alt“.

In Rowohlts Monographien hat Christine Muthesius 1958 nicht nur die Darstellung Pascal Pias sondern auch Gedichte Baudelaires übersetzt. Im Gedicht Sed non satiata war aber in der fünften Zeile „au constance“ nicht mit „Bestand“ zu verdeutschen, da constance nur als femininum „Bestand“ bedeutet, hier aber als masculinum eine Art Kapwein, und so faßt auch Carl Fischer die

Stelle auf, während Carlo Schmid (Goldmann 1959) schreibt: „Ist lieber mir als Haschisch und der Nächte Gleißer“.

In den „Fleurs du mal“ kommt an drei Stellen das Wort dictame vor, das, aus dem Griechischen und Lateinischen abgeleitet, Diktam bedeutet, ein Rautengewächs mit stark duftenden Behältern von ätherischem Öl; im übertragenen Sinn kann man dafür Trost oder Balsam setzen. Daß diese Ausdrücke nicht zur Verdeutschung verwendet wurden, mag in ihren geringen Reimmöglichkeiten liegen. Dictame steht jedes Mal im Reim auf âme. Die Anziehungskraft dieses Wortes muß für Baudelaire im Duft der Staude bestanden haben, denn Düfte lockten seine Sinne mehr an als Töne und Farben oder doch ebenso. In der letzten Zeile der Correspondances heißt es von den Düften, sie berauschen die Sinne und den Geist wie Musik. Titel wie Le Parfum und Parfum exotique betonen diese Vorliebe des Dichters. Die drei Stellen lauten mit ihren Deutungen:

De ces baisers puissants comme
un dictame (Le portrait, 4. Son-
nett von Un fantôme)

George: Zauberpflanze
Fischer: mächtige Befehle
Schmid: Wie ein Zauber stark

Puisqu'en elle tout est dictame
(Tout entière)

George: Wunder
Fischer: Wunder ohne Fehle
Schmid: Wunder ohne Fehle
Hausenstein: in ihr hilft alles
mich erlösen

Et je roule un puissant dictame
(La pipe)

George: 0
Fischer: Und dieser Duft, den
ich verschwele
(bezaubert schnell sein Herz)
Schmid: Der Drudenfuß in mei-
nen Schwaden

Wilhelm Hausenstein übertrug in seiner Auswahl von 1946 (Karl Alber, München) nur das zweite Gedicht. Wie kommt nun Carl Fischer in seiner sonst ausgezeichneten Übersetzung zu den „mächtigen Befehlen“, an die Baudelaire sicher nicht gedacht hat? Des Rätsels Lösung schenkt uns das Wörterbuch, das zu dem ganz anderen Wort „dictamen“ die Bedeutung „Antrieb, Mahnung“ vermerkt, die dem „Befehl“ am nächsten kommt; im Spanischen ver-

blaßt es zu „Meinung, Gutachten“. Widmer verzeichnet einige durch Versehen entstandene Fehler, so imprudent statt impudent (S. 24), propriété statt propreté (S. 64), la règle statt le régal (S. 159).

Ein Irrtum kann durch eine berühmte Dichtung unausrottbar werden. So machte Giraldi Cinthio aus dem venezianischen Patrizier Christoforo Moro, dessen Geschichte er kannte, in einer seiner Novellen einen Mohren, den Shakespeare in seinem Othello als Moor of Venice übernahm. Schwer zu verbessern, aber gleichwohl mißglückt ist die Übersetzung von „Le malade imaginaire“ durch „Der eingebildete Kranke“, worunter ausnahmsweise ein Gesunder zu verstehen ist, der sich nur einbildet, krank zu sein. In Anlehnung an Aberglaube und Aberwitz wurde „Aberkranker“ vorgeschlagen, was eine Bereicherung des gängigen Wortschatzes gewesen wäre, aber dem französischen Titel doch nicht gerecht wird. Denn der Aberkranke bedeutet bloß einen Menschen, der nicht wirklich krank ist, der Krankheit nur vortäuscht und sich sehr gesund fühlt. Ludwig Fulda begründete die Ablehnung dieses Titels nicht damit, sondern mit dem Hinweis darauf, daß ein Titel am wenigsten geeignet sei, eine neue Wortbildung einzuführen. Seine Wortverbindung hat sich inzwischen so eingebürgert, daß der Duden sie zur Verdeutschung von — Hypochonder verwendet.

Mit den drei folgenden Wörtern verlassen wir den Bereich der Dichtung und gehen der Deutung exotischer Begriffe nach. Der Name der Halbinsel Yukatan versetzt uns in die Zeit der Eroberung Mittelamerikas. Als ein Spanier einen Maja fragte: „Wie heißt dieses Land?“, antwortete der des Spanischen natürlich unkundige Indianer: „Was wollen Sie?“, in seiner Sprache: Yukatan. So soll das Land seinen Namen erhalten haben.

Einer ähnlichen Fehlübertragung verdankt das australische Beuteltier seinen Namen. Dort fragte ein Europäer, indem er das Hüpfen des ihm bisher unbekanntes Tieres nachahmte, einen Papua nach dem Namen des Tieres; der sagte „hüpfen“, in seiner Sprache: Känguruh.

Die Königin des Schachspieles verdankt ihr Dasein einer irrthümlichen Übersetzung. Das ursprüngliche Kriegsspiel kam aus Frankreich nach Mitteleuropa. Bei den Indern, Arabern und Persern stand neben dem König ein Feldherr oder Wesir, aus dem die Spanier alferza machten; nach Weglassung des arabischen Artikels bildeten die Franzosen das Wort fierce und fierge; dieses Wort übersetzten sie mit vierge, wodurch aus dem Wesir eine

Dame wurde. Schon bei Chrétien de Troyes wird ein König mit dem Schachkönig verglichen, seine Königin mit der *fierce* des Schachspieles. (Sprachkunde, Dezember 1935).

Ein „Jiddisches Wörterbuch“

Alfons Müller-Marzohl

Vor kurzem hat Siegmund A. Wolf im Bibliographischen Institut ein Jiddisches Wörterbuch herausgegeben, das nicht weniger als 5671 Stichwörter aufführt.* Neu daran ist, daß es erstens das jiddische Wortgut nach einem neu erarbeiteten System in lateinische Lettern überträgt, und daß es nicht nur hebräische, romanische, polnische und andere Mischwörter, sondern auch den deutschen Wortbestand des Jiddischen möglichst vollständig wiedergibt.

Der Verfasser führt in der Einleitung über das Jiddische folgendes aus: „Das Jiddische zählt zu den selbständigen, voll ausgebildeten Umgangs- und Schriftsprachen, die dem osteuropäischen Boden entsprossen sind. Seine weltweite Verbreitung als Sprache bedeutendster und überlieferungstreuer Gruppen des jüdischen Bevölkerungsteils beruht besonders auf jener Auswanderung von Jiddischsprechern der überbevölkerten Westgebiete Rußlands, die um 1881 eingesetzt hat und durch den Ausgang des Ersten Weltkrieges nochmals belebt worden ist. Wortschatz, Grammatik und Syntax des Jiddischen sind eigenständig, erweisen jedoch sprachgeschichtlich seine Herkunft aus dem Deutschen. Der vornehmlich mittel- und frühneuhochdeutsche Züge tragende Wortschatz erlaubt durch seine hebräisch-aramäischen und slawischen Bestandteile, zu denen geringfügige alte Entlehnungen aus dem Romanischen treten, dem Jiddischen das Wesen einer Mischsprache beizulegen. Diese Bezeichnung läßt sich aber, da die Hebraismen sogar im modernen Jiddischen nur 5,38% ausmachen und die Slawismen verständlicherweise in der ältern Sprache gar nicht nennenswert sind, eher

* Siegmund A. Wolf: Jiddisches Wörterbuch. Wortschatz des deutschen Grundbestandes der jiddischen (jüdisch-deutschen) Sprache. Mit einer ausführlichen sprachgeschichtlichen Einleitung, einem Schrifttumsverzeichnis und Leseproben aus der alten jiddischen Literatur. 203 Seiten in Lexikonformat. 48 DM.